



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 21 October 15, 1953

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS



Die Kleinen sind auf dem Kinderspielplatz, die deutsche Mutter kann unbesorgt sein. In zwei Stunden holt man sie ab, Elvira ist auch da mit Christa und will ein Auge auf sie haben. Sie hat kein Auge, und den beiden sind Rutschbahn, Wippe und all diese treiflichen Erfindungen erwachsener Phantasie zu langweilig. Sie krabbeln durch die Hecke und sind gleich im Nußberg. Da gibt es roten Schmierboden, von dem herrliche Klumpen an den Schuhen bleiben. Da sind Holunderbüsche, in denen man schaukeln kann. Und wenn man Glück hat, sieht man einen Igel. Auf einmal ist ein Mann da, der ist ganz freundlich und will ihnen Schokolade geben. Sie halten sich aneinander fest und starren zu ihm hoch. Er will sie anfassen, und sie sagen nichts, er will ihnen die Schokolade in den Mund schieben und zieht Sabine an den Zöpfen, aber es ist gar nicht lustig. Und dann rennen sie auf einmal weg, ehe er sich versieht. Sie können prima rennen, und bald sind Leute da.

„Da war ein Kerl“, sagte Biene, als sie zu Hause sind, „das war ein böser Kerl, der wollte uns was tun.“ Mutti vergibt zu schimpfen, und Papa ruft die Polizei an. Was das für ein Gesindel sei, das sich tagsüber in den Parks umhertreibe, und wofür die Hüter der Ordnung eigentlich bezahlt würden? Die beiden werden zur Polizei bestellt, um Aussage zu machen. Ihren Namen können sie schon nennen, die Wohnung auch, und den Beruf des Vaters weiß Mutti glücklicherweise auswendig. Sie müssen beschreiben, wo es war und um welche Zeit. Der Beamte notiert. „Nun müßt ihr uns beschreiben, wie der Mann aussah“, sagt er und beugt sich über den Tisch.

Sabine sieht Röllchen an. „Na, beschreib ihn doch“, sagt Mutti. Röllchen guckt in die Luft. Dann sagt sie klar und genau: „Wie Adolf Hitler.“

Die Nachforschungen werden eingestellt.

Diese Geschichte spielt in der Zeit des „Dritten Reiches“. Sie ist eine wahre Begebenheit und steht in dem humorvollen Buch „Wir sind nämlich kinderreich“, das soeben im Paulus Verlag, Recklinghausen, erschienen ist. Die junge Autorin Rosemarie Harbert hat darin die Erlebnisse einer „kinderreichen“ Familie beschrieben.

Tatsächlich passiert:

## Ostflüchtling wurde zurückgejagt

Hermann Mostar, der Autor dieses erschütternden Berichtes, schrieb das unwahrscheinliche Schicksal eines jungen Ostzonenflüchtlings in einem westdeutschen Gerichtssaal Wort für Wort auf. So sieht für viele — die von drüben kommen — der „goldene Westen“ aus. Was nützt da die hohe Politik der Wiedervereinigung, wenn der Amtsschimmel mit dem Men-

schen durchgeht... Die Veröffentlichung dieses Berichtes weckt sicherlich bei unseren Lesern ein tieferes Verständnis für unsere geflohenen Brüder und Schwestern aus dem Osten... Hermann Mostar hat in seinem empfehlenswerten Buch „Verlassen, verloren, verdammt“ (Kurt Desch Verlag, München) viele ähnliche Schicksale aus dem Zeitgeschehen aufgezeichnet.

Am 24. Juli ging er über die grüne Grenze von der russischen in die britische Zone — das weiß er noch ganz genau, weil es gerade an seinem Geburtstag war, seinem achtzehnten. Und am 24. Dezember wurde er verhaftet — das weiß er auch noch ganz genau, weil es gerade am Heiligen Abend war. Was in den fünf Monaten zwischen den beiden Daten alles geschah, weiß er nicht mehr so genau. Aber die Akten wissen es: Landstreicherei, Urkundenfälschung, Betrug, Unterschlagung, sämtliche Delikte in wiederholter und fortgesetzter Handlung. Das ist die Sprache der Akten. Und wie erzählen sich diese fünf Monate in der Sprache des Lebens?

Er ist der Sohn kleinster Bauern aus einem Dorf in der Mark Brandenburg, und er wurde in die Uranbergwerke von Aue verpflichtet. Er behauptete es, und aus seinen Papieren geht hervor, daß er den Verpflichtungsschein seinerzeit vorgewiesen hat. Nach Aue ist er nicht gegangen, er hat es vorgezogen, zu fliehen. Warum? Weil er gehört habe, daß die Arbeit in Aue lebensgefährlich sei. Man bekomme dort keine Gummianzüge, die die schädlichen Strahlen abhalten. Später, im Auffanglager, hat er zwar Flüchtlings aus Aue gesehen, die hatten Gummianzüge. Aber geflohen sind sie trotzdem, denn es hieß, daß in den Westzonen alles besser sei. Was: „Alles“...? Nun, eben alles: die Arbeit, das Brot, die Menschen. In den Ruhrbergwerken bekomme man sofort Beschäftigung, zu weit höheren Löhnen, bei bedeutend niedrigerer Zahl der Arbeitsstunden. Er hat es ebenfalls geglaubt, sonst wäre er ja nicht gekommen.

Ja, es klinge so skeptisch, wie er das sage, meint der Richter — ob es denn nicht so sei? Oh, das könne durchaus möglich sein, sagt er artig; nur wisse er es eben nicht, und was man nicht selber gesehen habe, heutzutage, das solle man nicht behaupten, das habe er ja nun gelernt. Gewiß, man habe ihm im Auffanglager eine Fahrkarte gegeben, eine Freikarte sogar, direkt nach Bochum. Aber wie er nach Bochum gekommen sei, habe man ihm gesagt, daß er ohne seinen Geburtsschein und ohne seine Kennkarte keine Arbeit bekommen könne, ja nicht einmal die ärztliche Voruntersuchung könne ohne solche Papiere stattfinden. Nun, habe er gesagt, da ist doch mein Lagerausweis; und Geburtsschein und Kennkarte habe

ich doch zu Hause gelassen, damit wollte ich doch nicht über die grüne Grenze gehen, das war doch gefährlich. Ja, das helfe nun nichts, erst die Papiere, dann die Arbeit, so sei das nun einmal in den Westzonen, ungefähr genau umgekehrt wie in der Ostzone.

Und dann ist er also nach dem Osten zurückgekehrt. Wieder illegal. Hat im Heimatdorf Geburtsschein und Kennkarte geholt, ist illegal zurückgegangen nach dem Westen, ist wieder im Auffanglager gewesen, hat wieder das Billett nach Bochum bekommen, ist auch wirklich gleich ärztlich untersucht — und für untauglich befunden worden. Nein, richtig krank sei er nicht, sei er auch damals nicht gewesen, nur eben das Wochen währende Herüber- und Hinüberschleichen ohne Geld und richtige Kost, da war er ein bißchen schlapp geworden, natürlich. Mit den Ruhrbergwerken war es also nichts, und er hat sich nach Süden geschlagen, ohne Freikarte diesmal.

Ob er sich denn nach Arbeit umgesehen habe? Gewiß, natürlich, und dreimal habe er auch welche gefunden. Einmal bei einem Kohlenhändler, das nächste Mal bei einem Bauer, aber beide Male nur für jeweils eine Woche.

Ja, das stimmte mit den Ermittlungen überein; und in der übrigen Zeit — wovon habe er da gelebt? Nun, da habe er eben gebettelt, bald hier, bald da.

„Die Landstreicherei geben Sie also zu?“ „Jawohl.“

Und der Richter bemerkte zum Protokollführer hin: „Zu Punkt eins der Anklage geständig.“

(Mein Gott, dieser blasse Junge, dieser arme Teufel, der drei Jahre alt war, als Hitler kam, und fünfzehn als Hitler ging; der ist also geständig, ein Landstreicherei zu sein. Der ist also durchs Land gestrichen. Aber daß andere, ganz andere ihm sein Land gestrichen haben, das bißchen Land seiner Väter, mit einem Federstrich in einer Kriegserklärung die einen und mit einem Federstrich in einer bedingungslosen Kapitulation die anderen — dessen wollen sie nicht geständig sein, weder die einen noch die anderen. Mein Gott, ist denn das...)

Man komme also zu Punkt zwei, sagt der Richter. Da habe er von einem Wohlfahrtsamt einmal Geld bekommen, einen Unterstützungsbeitrag, und der sei

auf seinem Ausweis eingetragen worden. Ob es ein hoher Betrag gewesen sei?

O doch, sagt er, und sagt es ohne jede Ironie, ein ziemlich hoher Betrag: fünf Mark.

Und dann habe er die Eintragung ausradirt! Warum? „Ich dachte, ich wer nochmal fünf Mark kriege!“

Ob er sich denn nicht bewußt gewesen sei, daß er eine Urkunde fälschte?

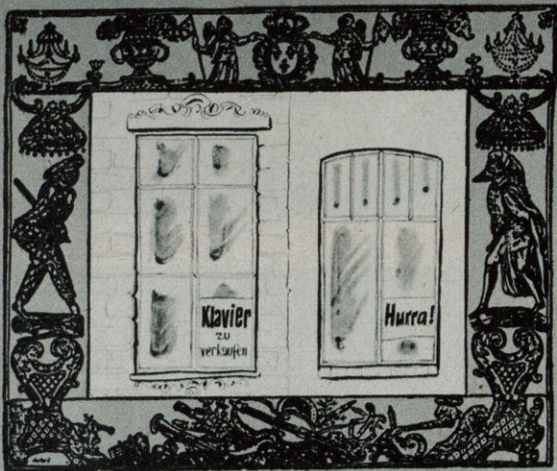
„Ich wußte, det ick uff die Karte nich radieren darf.“

Der Richter weist die Karte dem Staatsanwalt und sagt: „Es kann einen Hund jammern, wie ungeschickt das gemacht ist. Das muß ja jedes Kind sehen, daß da radirt wurde.“ Und zum Protokollführer: „Zu Punkt zwei der Anklage geständig.“

(Du lieber Himmel: Es ist natürlich eine Urkunde, sie ist natürlich gefälscht worden, er ist natürlich geständig, es ging alles ganz natürlich zu. Aber daß die Bochumer Bürokraten ihn wegen zweier anderer Urkunden zu der Hin- und Rückreise verleiteten, jawohl verleiteten, sie wußten ja, daß diese Reise gesetzwidrig war und nur gesetzwidrig durchgeführt werden konnte, daß sie diesen Jungen erpreßten, denn sie machten Recht auf Arbeit vom Unrecht dieser Reise abhängig — ging denn das natürlich zu? Läßt sich denn das, auch mit dem größten Geschick, ausradieren? Du lieber Himmel, ist denn...)

Und nun komme man zum letzten Punkt, sagt der Richter. Er habe ja im Dezember eine dritte Stellung gefunden, nicht wahr?

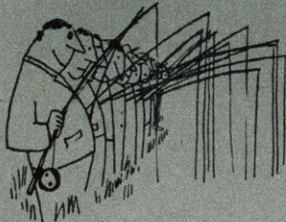
Jawohl. Als Abonnentenwerber für eine Monatszeitschrift, eine schöne, sehr elegante Zeitschrift, die in Wiesbaden erschien. Wenn er einen Abonnenten gefunden habe, habe er zwei Mark bekommen. Aber er fand wenige. Und dann habe er seinen einen Schuh zum Schuster bringen müssen, so am 20. Dezember etwa, und mit einem umwickelten Fuß werben gehen müssen. Zum Heiligen Abend aber wollte er den einen Schuh gern wiederhaben, und er hatte kein Geld, um den Schuster zu bezahlen. Und er hat sieben Abonnementsanträge gefälscht, mit fingierten Namen versehen und daraufhin am Morgen des 24. von seinem Arbeitgeber einen Vorschuß von sechs Mark erhalten. Aber noch am selben Tage kam der Chef dahinter, und noch am selben Abend war er verhaftet.



### Drei Minuten Stille

Der Rundfunk in Hilversum erhielt vor kurzem eine neue Schallplatte aus den Vereinigten Staaten, die man im holländischen Rundfunkprogramm allerdings nicht hören wird. Die Schallplatte ist in erster Linie für die in allen öffentlichen Lokalen in Amerika aufgestellten Musikapparate bestimmt, die nach Einwurf von einigen Cents ein Musikstück hören lassen.

Wer jedoch diese Platte wählt, hört keine Musik oder irgendein anderes Geräusch, sondern lediglich die von Millionen Amerikanern sehnlichst begehrte Stille. Auf dieser Platte nämlich, die äußerlich genau wie eine gewöhnliche Schallplatte aussieht, wurde nichts aufgenommen. Sie heißt auch: „Drei Minuten Stille.“ Zweifelloser Triumph der Technik in unserer lärmenden Zeit: Um vollkommene Ruhe zu erzielen, muß eine Maschine in Gang gebracht werden.



### Sport

Zum Preisfischen versammelten sich bei Duttenberg 69 Sportangler des Fischereivereins Neckarsulm. Über vier Stunden warteten die Angler auf die Fische. Nachdem man ganze vier Fische gefangen hatte, leitete der Vorsitzende die Preisverteilung ein. 35 Angler erhielten Leistungspreise für hervorragendes Angeln.

### Hololi

Die staatliche Forstamtsstelle in Kolumbia in Ohio gab für die letzte Jagdperiode folgendes Ergebnis bekannt: Jäger schossen 425 Hasen und 22 Füchse, Autofahrer erlegten 547 Hasen und 29 Fasanen.

### Zweimal Sonne

Das Dorf Elm in der Schweiz wird nur zweimal im Jahr von der Sonne beschienen: am 12. März und am 30. September fallen die Sonnenstrahlen durch ein Loch in der Tschingelhornspitze — falls es an diesen Tagen nicht zu häufig regnet!

### Tarnung

Die amerikanischen Frauen bekommen größere Füße, stellten Strumpffabrikanten durch Umfragen fest. Man will der Entwicklung ganz einfach dadurch begegnen, daß man größere Strümpfe liefert, aber die alten Nummern beibehält.

### Wer den Schaden hat...

Bürgermeister Bill Tattersal von Southport in England hatte große Schwierigkeiten. Er suchte einen Schuhhersteller, der ihm ein Paar Schuhe, Größe 49, machen sollte. Als er unlängst zu einer Tagung der britischen Schuhfabrikanten kam, verlas er entrüstet einen Brief, den er als Antwort auf seine Bestellung bekommen hatte. Die Schuhfirma schrieb: „Zu unserem Bedauern können wir kein Stück Ahornholz auftreiben, aus dem wir Leisten für Ihre Schuhe machen könnten. Und es täte uns leid, einen ganzen Baum fallen zu müssen.“

### Schuhe sind gefährliche Waffen

Das Appellationsgericht der Vereinigten Staaten entschied dieser Tage, daß Schuhe eine gefährliche Waffe sind, besonders, wenn sie an den Füßen sitzen und „ernsthafte Verletzungen hervorrufen“. Claude Medlin und Jesse House, beide von Washington, D. C., wurden vom Gericht wegen tätlichen Angriffs mit einer „gefährlichen Waffe“ verurteilt, weil sie jemand durch Fußtritte verletzt hatten.



### AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

## Es gab nur eine Antwort

Nicht mehr und nicht weniger konnte gesagt werden. Freitag schrieb an Kaiser und Arnold

Am Abend des 30. September lautete überall die Frage: „Was ist in Düsseldorf beschlossen worden?“ Es war wohl weniger eine Frage der Neugierde, sondern jedermann wollte eine Bestätigung für das haben, was er selbst gedacht und möglich war. Weil es nur eine einzige Antwort geben konnte. Und diese einzig mögliche Antwort ist gegeben worden.

Der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes, auf dessen Entscheidung man am Abend des 30. September wartete, erklärte einmütig zu den Angriffen gegen die Gewerkschaften und zu den Forderungen, die von außen an die Gewerkschaften gestellt worden sind:

Bundesvorstand und Bundesausschuß des DGB weisen die Vorwürfe der Verletzung der parteipolitischen Neutralität, des Machtmißbrauchs, der Radikalisierung und der dadurch angeblich begünstigten arbeiterfeindlichen Bestrebungen mit aller Entschiedenheit zurück. Sie sehen auch keine Veranlassung, an der durch die Beschlüsse der Kongresse von München, Essen und Berlin festgelegten Gesamthaltung gegenüber Staat, Gesellschaft und Wirtschaft etwas zu ändern.

Für die Gewerkschaften und den DGB gelten die von den Mitgliedern geschaffenen Satzungen, welche Rechte und Pflichten unter Beachtung demokratischer Grundsätze festlegen. Würden die deutschen Gewerkschaften einer Verletzung ihrer Satzungen durch Druck von außenstehenden Kräften und nichtgewerkschaftlichen Organen nachgeben, so würden sie ihr Recht auf Selbstbestimmung aufgeben und nicht mehr in der Lage sein, den Auftrag der Mitglieder auf wirksame Interessenvertretung zu erfüllen. Das wäre die Gleichschaltung nach dem Muster der totalitären Staaten. Für die deutschen Gewerkschaften gilt nach wie vor der Grundsatz der parteipolitischen Neutralität, der Unabhängigkeit, der religiösen Toleranz und der freien Meinungsäußerung. Die geforderten Fraktionsbildungen widersprechen diesem Grundsatz und sind daher abzulehnen. Jedes Mitglied hat das Recht, im Rahmen der Satzungen Wünsche auf organisatorische oder personelle Änderungen vorzubringen und zu vertreten.

Die Aufrechterhaltung einer einheitlichen deutschen Gewerkschaftsbewegung ist nicht nur für die soziale, sondern auch für die gesamte politische Entwicklung in der Bundesrepublik von entscheidender Bedeutung. Bundesvorstand und Bundesausschuß werden deshalb im Interesse der Arbeiter, Angestellten und Beamten allen Spaltungsbestrebungen, woher sie auch kommen mögen, energisch entgegenzutreten. Die Stärke der deutschen Gewerkschaften liegt in ihrer Einheit, in ihrer Unabhängigkeit und in ihrem demokratischen Aufbau. Bundesvorstand und Bundesausschuß rufen die Gewerkschaftsmitglieder auf, diese Grundsätze nicht antasten zu lassen und den Kampf um die Erhaltung der Einheit der Gewerkschaften und damit für den sozialen Fortschritt mit gesteigerter Aktivität zu führen.

Nicht mehr und nicht weniger konnte gesagt werden. Wer etwas anderes erwartete, ist kein Demokrat und versteht nichts vom Wesen und Inhalt der Demokratie. Als demokratisches Organ einer demokratischen Organisation konnte der Bundesausschuß gar keine andere Meinung haben und kundtun. Hätte er anders gehandelt, dann hätten die Gewerkschaften aufgehört, eine demokratische Organisation zu sein. Es wäre ein Schritt in den Abgrund gewesen, der zum Ende einer freien Massenbewegung geführt hätte. Die Frauen und Männer, die Jungen und Alten im Lande wären dem nicht gefolgt. Ganz gleich, wo sie politisch oder weltanschaulich stehen.

Aber in dieser Situation gab es keine Meinungsverschiedenheit von unten bis zur Spitze. Gab es keinen Zweifel, sondern nur eine klare Stellungnahme, und die ist erfolgt.

Es geschah noch etwas mehr. Walter Freitag schrieb im Zusammenhang mit dieser Stellungnahme nachstehenden Brief an die Kollegen Jakob Kaiser und Karl Arnold.

### „Werte Kollegen Kaiser/Arnold!“

Bundesausschuß und Bundesvorstand des DGB standen in ihrer Sitzung vom 30. September 1953 vor der Aufgabe, zu den Vorschlägen Stellung zu nehmen, die im Schreiben der christlichen Arbeitnehmerschaft vom 16. September 1953 enthalten waren. Bei den Sozialausschüssen der CDU/CSU, den katholischen und evangelischen Arbeitervereinen handelt es sich um Organisationen, die organisatorisch außerhalb der Gewerkschaften stehen. Zwar bestreiten wir nicht, daß diese Organisationen insofern ein sachliches Interesse an der Gewerkschaftsfrage haben, als Mitglieder dieser Vereinigungen auch gleichzeitig Mitglieder der Gewerkschaften sind. Trotzdem können die Sozialausschüsse der CDU/CSU, die katholischen und evangelischen Arbeitervereine auf die gewählten Organe der Gewerkschaften keinen Einfluß nehmen. Eine solche Einflußnahme wäre weder vereinbar mit den Bestimmungen der Satzung noch mit dem Auftrag, den die Organe der Gewerkschaften von den Generalversammlungen und Gewerkschaftskongressen erhalten haben.

Das Schreiben, das dem Vorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes mit Datum vom 16. September übermittelt wurde, hat nicht dazu beigetragen, die Situation zu erleichtern. Im Gegenteil, Form und Inhalt dieses Briefes nahmen so wenig auf die inneren Bedürfnisse und Notwendigkeiten der Gewerkschaften Bedacht, daß dadurch noch eine zusätzliche Verschärfung eintrat.

Dieser Brief, der in seinen Forderungen manches von den Satzungen und den gefaßten Beschlüssen der Gewerkschaften außer Kraft setzen wollte, hat selbstverständlich eine Verständigungsmöglichkeit nicht erleichtert. Dem Schreiben der CDU/CSU-Sozialausschüsse und der katholischen und evangelischen Arbeitervereine gegenüber ist der Entscheid des Bundesvorstandes und des Bundesausschusses vom 30. September 1953 unseres Erachtens ein Beweis der Sachlichkeit und des guten Willens. Bundesvorstand und Bundesausschuß mußten die Vorschläge zurückweisen. Die daran geknüpften Bemerkungen führender Leute aus der KAB, wie z. B. des Herrn Even, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund damit alle Gespräche mit führenden Leuten der früheren christlichen Gewerkschaftsbewegung zerschlagen wolle, sind unrichtig.

Wir legen Wert darauf, festzustellen, daß die Ablehnung der Vorschläge keineswegs bedeutet, daß zwischen Vertretern der vorgenannten Organisationen, soweit sie gewerkschaftlich organisiert sind, und dem DGB Besprechungen stattfinden können, um strittige Gewerkschaftsfragen, insbesondere Fragen der parteipolitischen Neutralität und der religiösen Toleranz, zu klären.

Wir halten solche Gespräche für gut und sachlich erforderlich, wenn sie in der Absicht erfolgen, die Einheit der Gewerkschaftsbewegung zu erhalten und die geistigen Grundlagen zu sichern, auf denen eine erfolgreiche und gemeinsame Gewerkschaftsarbeit geleistet werden kann.

Falls Sie in dieser Auffassung mit uns übereinstimmen, stehen wir zu solchen Gesprächen jederzeit zur Verfügung. Mit bestem Gruß

Deutscher Gewerkschaftsbund  
DER BUNDESVORSTAND  
gez. Walter Freitag.

Dieser Brief drückt aus, daß man mit Gewerkschaftern sprechen will, um bestimmte Fragen zu klären. Das ist etwas, was allen von uns am Herzen liegt. Denn wir reden zu wenig miteinander und untereinander. Täten wir es mehr, gäbe es weniger Fehlzündungen.

Viele Dinge in unserer gesellschaftlichen Ordnung sind in Bewegung, in der Umwandlung, das erfordert, daß man sie prüft, untersucht und diskutiert, um zu klaren Formulierungen und Zielsetzungen zu kommen.

Auch die Gewerkschaften sind davon betroffen und berührt, und nur in der Auseinandersetzung mit uns selbst werden wir die Wege und die große geistige Linie finden, die es uns möglich macht, die Probleme zu bewältigen und eine wahrhaft demokratische Organisation zu bleiben.

H. T.

## Ein Mann sprach von der Treppe

Eine Treppe führt aus dem Saal, in dem Frauen und Männer der Presse, des Rundfunks, der Gewerkschaften, der Politik in ungezwungenen Gruppen beisammenstehen und über die verschiedenartigsten Dinge miteinander sprechen. Gruppen, die größer oder kleiner werden, die sich ganz auflösen oder neu bilden. Jeder kann mit jedem reden. Es sind menschliche Begegnungen in einer freien offenen Atmosphäre am Vorabend des DGB-Bundeskongresses 1952 in Berlin. Man schrieb den 12. Oktober jenes Jahres.

Plötzlich ist Stille im Raum. Von irgendwoher kam sie. Alle Blicke wenden sich zur Treppe, auf der ein Mann langsamen Schrittes bis zur Hälfte emporsteigt und sich den Menschen im Saal zuwendet und zu sprechen beginnt. Nicht um zu reden — um zu sprechen. So wie die Menschen im Saal miteinander sprachen, so spricht der Mann zu ihnen. Ohne Manuskript. Mit einfachen schlichten Sätzen, die klar die Gedanken formulieren, die aus dem Hirn dieses Mannes kommen.

Der Mann, der da spricht, zwingt zum Hören, fesselt, nimmt gefangen. Seine Person strahlt Kraft, Ruhe und Entschlossenheit aus. Ist Mittelpunkt. Er, der Einfache, Schlichte. Kein Wort ist eine Phrase, irgend etwas Unbestimmtes, etwas Un-

klares, Nebelhaftes. Wort für Wort ist klar, bestimmt, verständlich, wahr, nüchtern mutig.

Dann stand ich in einer Gruppe mit ihm zusammen. Er und ich sprachen miteinander. Es ging um die Not der Berliner Jugend. Um Maßnahmen zu deren Abhilfe. Auch hier im persönlichen Gespräch war kein Wort einfach hingeworfen, ohne Sinn gesprochen. Fast bedächtig kamen die Sätze des Regierenden Bürgermeisters Ernst Reuter, er war der Mann, der von der Treppe aus gesprochen hatte. Doch jeder Satz kam aus der Überlegung und aus dem Wissen.

Nun — ein knappes Jahr danach hat man diesen Mann zu Grabe getragen. Wohl selten hat es mehr Tränen und Mitgefühl um den Tod eines Menschen gegeben als um Ernst Reuter. Das Volk trauerte um diesen großen Menschen, der alles in sich vereinigte, was zum Vorbild geschaffen ist: Mut, Einfachheit, Klugheit, Toleranz, Wissen und Haltung. Männer, die so geschaffen, sind die großen Vorbilder der Jugend. Ernst Reuter ist eins.

Man sagt immer, jeder ist zu ersetzen. Das stimmt nach dem Tode dieses Mannes nicht. Er ist nicht zu ersetzen. Weder in Berlin noch in seiner Partei Hans Treppe



Mama bläst den Flöten-ton.



An der Flasche saugt der Sohn.

## Junge Deutsche

## fürs Frontregiment?

Landauer Polizei schützt Abenteurer, die zur Fremdenlegion wollen. Was treibt sie in die Arme der Werber?

„Hier ist Ihre Fahrkarte. Sie nehmen den D 202 bis Ludwigshafen. Dort haben Sie Anschluß nach Landau. Sagen Sie niemand, wohin Sie fahren. Sie werden bestraft, wenn man Sie schnappt. Passen Sie auf! Und hier sind noch zehn Mark: Wenn Sie unterwegs Hunger haben ...“ Der großzügige Spender am letzten Ecktisch des Warteraumes dritter Klasse sah sich um, zog ein Papier aus der Tasche und wandte sich wieder dem Jungen zu: „Hier ist die Adresse: Landau, Cornichonstraße. Da ist eine Panzerkaserne. Kann Ihnen jeder sagen. Nee, besser ist, Sie fragen nicht. Und hören Sie gar nicht auf die Leute. Ich war selber in der Legion. Bei Gott, ich will Ihnen nichts vormachen. Sie bekommen nichts geschenkt. Aber so gut wie hier in Deutschland werden Sie es bestimmt haben — wenn nicht noch besser. Und es ist ein interessantes Leben: immer in fremden Ländern ... viel Geld ... gutes Essen ... Wein ...“ Da traten zwei Herren an den Tisch: Kriminalpolizei! Kommen Sie bitte mit!“ Zwei Stunden später saß der freundliche Herr im Polizeigefängnis. Er hieß gar nicht Maier, und er war auch noch nie in der Fremdenlegion gewesen. Er warb nur dafür. Das ist in Deutschland verboten. Und bald darauf hatte der Junge wieder eine Fahrkarte in den Händen: zu seinen Eltern. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor großem Leid. Nicht immer geht es so gut. Aus Landau sandte unser Reporter Erwin Seeger diesen interessanten Bildbericht an „Aufwärts“.



Egon gefiel es zu Hause nicht mehr. Er zog seinen besten Anzug an und fuhr nach Landau. Kurz vor der Kaserne hielt ihn der Beamte hinter dem Gitterfenster auf. Sichtlich bestürzt vernimmt er auf der Wache zum erstenmal, wie es bei der Fremdenlegion wirklich aussieht. „Wir können den jungen Menschen nur raten, sie vielleicht vorübergehend festhalten und noch die Eltern benachrichtigen. Wer gehen will, geht doch“, sagen die Landauer Polizisten. „Es ist ein zäher Kampf um jeden, Manchem konnten wir auch helfen.“ (Bild oben)

„Ich weiß, was drüben ist“, sagt dieser Mann, und er weiß es wirklich. Er diente bei der Legion und erwarb sogar die „Medaille Militaire“, einen Orden für „vorbildliche Tapferkeit“. Auf die schrecklichen Berichte der wenigen Heimkehrer bauen die deutschen Abwehrkräfte ihre Arbeit auf. Sie klären die jungen Menschen darüber auf, wie es in der Legion aussieht. Und diese Berichte sehen anders aus als die Erzählungen des spendablen Herrn im Wartesaal. Sie beweisen das alte Wort: „Legionär marschier oder krepier!“ (Bild rechts)

## Jeden Tag 80 Deutsche für die Fremdenlegion

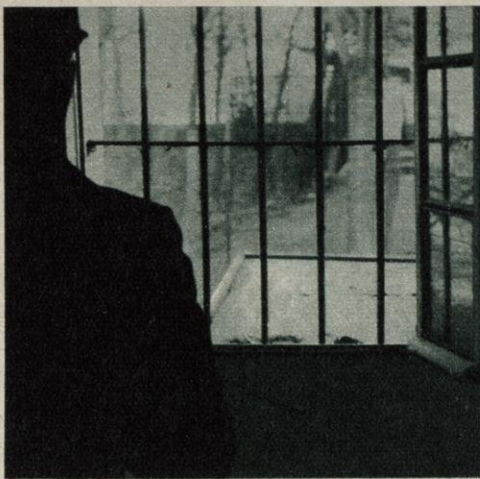
Noch immer ist Krieg in der Welt. Noch immer schießen in Indochina Menschen aufeinander, töten und verwunden sich gegenseitig, kämpfen verbissen für eine mehr als fragwürdige Sache. Und immer wieder müssen die Frontregimenter neu aufgefüllt werden, müssen die Lücken geschlossen werden, die der Tod riß.

Besonders die Deutschen scheinen trotz aller Erfahrungen unbelehrbar zu sein. Es ist bekannt, daß ein großer Teil der in Indochina kämpfenden Landsr Deutschen sind. Es ist ebenfalls bekannt, daß unzählige Werber der sogenannten Fremdenlegion in Deutschland umherreisen und immer wieder Dumme finden. Täglich kommen in Landau/Pfalz etwa 50 bis 80 junge Deutsche an, um sich in der dortigen Hauptzentrale für Legionärswerbung zu melden. Nicht immer können die deutschen Behörden die jungen Menschen auf dem kurzen Weg vom Hauptbahnhof zur ehemaligen Panzerkaserne abfangen, nicht immer gelingt es ihnen, sie von ihrem unsinnigen Vorhaben abzubringen.

Unter denen, die nach Landau reisen, sind viele Jugendliche. Sie erklären übereinstimmend, sie

seien in Bahnhöfen, Übernachtungsheimen und Arbeitsämtern angeworben worden. Mit einer Fahrkarte nach Landau und 10 DM Taschengeld habe man sie auf den Zug gesetzt. Bekannt ist auch, daß die Werber für jeden Geworbenen 10 DM „Kopfgeld“ erhalten.

Das Landeswohlfahrts- und Jugendamt hat sich jetzt die Frage vorgelegt, warum so viele Jugendliche zur Fremdenlegion wollen. Dabei hat sich herausgestellt, daß die Ursache keineswegs zuerst in Abenteuerlust oder Freude am Soldatenleben zu suchen ist. 199 Jugendliche hat man befragt. 102 hatten kein Zuhause, keine Heimat und hofften, sie in der Fremdenlegion zu finden. In 41 Fällen waren es die Familienverhältnisse, die die Jungen diesen letzten Ausweg suchen ließen. Erst an dritter Stelle war längere Arbeitslosigkeit die Ursache: 37 Jungen wählten „Legion“ als neuen Beruf. Und die vielzitierte Abenteuerlust spielte eine ganz geringe Rolle. Nur 15 Jugendliche wollten auf dem Wege über die Fremdenlegion mit Löwen und mit Wilden kämpfen.



Manch einer kommt doch nach Landau und geht vom Bahnhof zur Panzerkaserne an diesem Fenster vorbei. Da wartet einer und sagt nett: „Kommen Sie doch mal mit ...“ Er meint es gut.



Manfred, 17 Jahre alt, ging nicht gern mit. Er hatte geklaut und wollte deshalb zur Legion. Aber die meisten, die nach Landau kommen, sind nicht auf der Flucht vor einer Strafe.



Willi lockte das Abenteuer. „Junge“, sagte der Schupo, der ihn auf dem Weg zur Kaserne anhielt, „glaube doch nicht an die Abenteuer. Vorige Woche kam einer zurück, den erwartet hier das Zuchthaus. Der sagte: „Lieber Zuchthaus!“ Überlege es dir noch einmal gründlich.“



Zwei kamen nach Landau, weil sie von den Gerichten wegen irgendwelcher Straftaten geschickt wurden. Einer war aus einer Fürsorgeerziehungsanstalt entwichen.

Wenn man diesen Zahlen auch kritisch gegenüberstehen muß — manch einer wird dem Beamten einen Bären aufgebunden haben —, so fällt dennoch die große Zahl derer auf, die von den Lebensverhältnissen nach Landau getrieben wurden (Heimatlosigkeit, Familienverhältnisse, Arbeitslosigkeit). Hierzu paßt auch die Feststellung, daß von den 199 Befragten 71 keinerlei berufliche Ausbildung hatten. Nicht weniger interessant ist es zu wissen, daß 68 aus dem Handwerk kamen. Diese Jungen müssen also auch mit ihren Lebensverhältnissen sehr unzufrieden und daher empfänglich für die Legionswerbung gewesen sein. Aus der Industrie kamen dagegen nur 37. Zwei der befragten Jungen waren Schüler.

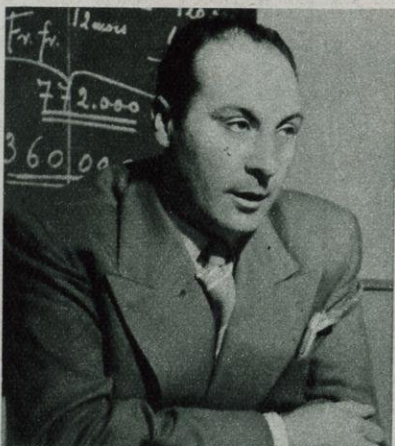
So aufschlußreich diese Zahlen auch sind, geben sie doch keine endgültige Grundlage für den Kampf gegen die Legionswerbung ab. Man müßte das Experiment fortführen, tausend oder zweitausend junge Menschen in Landau auf dem Weg zwischen Bahnhof und Kaserne befragen und auf diesen Ergebnissen die Arbeit aufbauen. Schon jetzt sagen die wenigen Zahlen,

daß mit einem Verbot der Werbetätigkeit für die Legion nichts getan ist, daß die Werber sich auch von hohen Strafen nicht schrecken lassen, weil sie ihr Geld sehr leicht verdienen. Die Landesregierung von Rheinland-Pfalz hat das auch eingesehen und will den Jugendlichen durch Heim und Arbeit neue Möglichkeiten eröffnen, die den Weg zur Panzerkaserne überflüssig machen. Die Bundesregierung hat sich dieser Auffassung angeschlossen und vorerst 2,5 Millionen DM bereitgestellt, die ausschließlich für den Aufbau solcher Heime verwandt werden sollen, die junge Menschen vor der Fremdenlegion bewahren.

Bei aller Großzügigkeit kann diese Hilfe nur Stückwerk bleiben. Wenn zurzeit etwa 50 bis 80 Legionswillige in Landau ankommen, kann man sich ausrechnen, in wieviel Tagen solche Heime überfüllt sein werden, wenn auch nur ein kleiner Teil von dieser Möglichkeit Gebrauch macht. Hauptziel muß darum sein und bleiben, den Jugendlichen in der Bundesrepublik stabile Grundlagen zu geben, auf denen sie ihr Leben aufbauen können. Nur dann wird der kleine Rest von Abenteurern übrigbleiben, den es immer zur Fremdenlegion gezogen hat, immer ziehen wird und gegen dessen Dummheit kein Kraut gewachsen ist.

## Sie bauen ein neues Europa. Arbeiter aus fünfzehn europäischen Ländern in Kochel. Der Sommerschulkursus für Gewerkschafter war vorbildlich!

Das neue Europa — so weiß man — wird in Straßburg gebaut, wo die Minister und Abgeordneten Europas zusammenkommen, Stein zu Stein legen und so, nachdem die Fundamente gelegt sind, die Union der Staaten der Alten Welt errichten. Was aber in diesem Sommer in Kochel, einem kleinen Ort in Bayern am Kochelsee, geschah, ist nicht weniger bedeutungsvoll. Es waren keine Minister und keine Abgeordneten, keine Industriekapitäne und Wirtschaftsmanager, die dort zusammenkamen. Es waren Arbeiter wie du und ich, Arbeiter aus den Fabriken und Zechen, von den Baustellen und Straßen von 15 europäischen Ländern. Sie sprachen sich darüber aus, wie sie sich Europa vorstellen und was von ihnen, der Arbeitnehmerschaft, aus dafür zu tun sei. Bekannte Gewerkschaftsfunktionäre aus allen europäischen Ländern hielten Vorlesungen über gemeinsame, zurzeit aktuelle gewerkschaftliche Probleme und diskutierten sie mit dem Zuhörerkreis. Zu diesen Themenkreisen gehörten die Planung der modernen Gesellschaft, die industrielle Freiheit und schließlich die Frage, welche strukturellen Änderungen im gegenwärtigen System der Produktion und Verteilung notwendig sind, um in Zukunft Krisen zu vermeiden.



sich diese einfachen Menschen, weil die Herzen zueinander sprachen. Und so wurde das neue Europa nicht nur im offiziellen Teil, bei den Vorträgen und Diskussionen, gebaut, sondern auch beim ungezwungenen Beisammensein nach der Arbeit des Tages. Das scheint uns nicht weniger wichtig zu sein, denn immer wieder ist es notwendig, daß sich die Menschen der verschiedenen Nationen kennen und verstehen lernen, daß sie miteinander reden. Zu vieles hat uns getrennt im Lauf der Jahrhunderte, zu viel Haß und Zwietracht sind gesät worden, zu viel Krieg und Feindschaft war; das alles ist an den Menschen dieser Länder nicht spurlos vorübergegangen, und die Erinnerung an diese Dinge ist größer, als es manchmal einer wahrhaben will. Andererseits — und das kam in den Referaten und Diskussionen auch immer wieder zum Ausdruck — gibt es doch schon erstaunlich viele Dinge, die die demokratischen Staaten des freien Westens einen, trotz aller Zwistigkeiten in ihren wirtschaftlichen Interessen, Da ist vor allem das größte der gemeinsamen Güter, die Freiheit, und das größte gemeinsame Interesse, eben diese Freiheit zu erhalten und auszubauen. Wenn auch in manchen Punkten eine Einigung noch in weiter Ferne schwebt, dieses Interesse wird vieles andere zweitrangig erscheinen lassen, und so wird nicht zuletzt die Not der Zeit das große Bauwerk vorwärtstreiben. Europa muß werden!

Wenn es nach den Kollegen der 15 Länder gegangen wäre, so hätte Europa in Kochel seine Geburtsstunde erlebt. Arbeiter sind in diesen Dingen viel unkomplizierter und impulsiver als die nüchternen Politiker. Wenn sie von einer Idee und einer Aufgabe erfüllt werden, geht es ohne Vorbehalte an die Arbeit. Und eben deshalb muß die Arbeiterschaft (und auch die Jugend) viel mehr zum Bau des großen Werkes herangezogen werden.

So wollen wir denn hoffen, daß der Veranstalter dieses Sommerschulkurses in Kochel, die Regionalorganisation des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG), noch viele solcher Veranstaltungen folgen läßt. Sie brauchen nicht immer das hohe Niveau von Kochel zu haben, es brauchen nicht immer die besten Referenten zu kommen, es brauchen nicht immer die grundsätzlichen Probleme diskutiert zu werden. Wichtig ist, daß die Arbeiter Europas miteinander reden und sich so kennen und verstehen lernen. Das scheinen die Kollegen vom Internationalen Bund Freier Gewerkschaften verstanden zu haben. Und wenn wir den Kollegen Walter Schevenels, Generalsekretär der europäischen Regionalorganisation des IBFG, der viel zu dem Gelingen der Tage in Kochel beitrug, richtig verstanden haben, wird diese Zusammenkunft und Zusammenarbeit nicht die letzte gewesen sein. Das gibt uns Hoffnung für das neue Europa!

Einen Sommer arbeitete ich für zwei Monate in einem Kolonialwarenladen. Ich arbeitete von vier Uhr nachmittags bis Mitternacht, aber nach acht Uhr war nichts Nennenswertes mehr los, und ich sah aus dem Fenster oder ging im Geschäft umher und brachte etwas in Ordnung. Es war ein kleiner Laden in der Grove Street, in den Armenvierteln. Die Menschen, die in den Laden kamen, waren alle interessant und arm. Nur zwei oder drei von ihnen stahlen nicht, die Kinder nicht gerechnet. Fast alle anderen stahlen mehr, als sie kauften. Es war einfach, so, daß sie die Sachen brauchten und nicht genug Geld hatten, sie zu kaufen. Wenn ich ihnen den Rücken zukehrte, steckten sie ein Päckchen Kaugummi in die Tasche, oder einen kleinen Kuchen, oder eine Büchse Tomatensuppe. Ich wußte das alles, aber ich ließ mir nie etwas anmerken. Es waren alles gute Menschen, eben nur arm.

Einmal, im August, versuchte eine Dame, eine Melone unter ihrer Bluse zu verstecken. Das gehörte zu den traurigsten Dingen, die ich je gesehen habe. Sie war um die Fünfzig herum. Es war offensichtlich, daß sich unter ihrer Bluse außer ihr selbst noch eine ganze Menge befand, und ich nehme an, daß ihr gerade noch eine Melone fehlte. An dem Abend kaufte sie nichts. Ich glaube, sie war am Ende mit ihrem Geld. Sie blieb ungefähr fünf Minuten im Laden, erkundigte sich nach den Preisen von vielen Waren, probierte Aprikosen, Pfirsiche und Feigen. Ich sagte ihr, daß ein Dutzend Feigen zehn Cents kostete und daß sie sehr gut wären, und sie erwiderte, sie sähen gut aus, aber ob sie es auch wirklich wären? Da schlug ich ihr vor, eine zu probieren. Sie zögerte etwas und nahm dann eine sehr große aus dem Korb. Sie zog die Haut ab, verzehrte sie mit drei Bissen und kostete gedankenvoll. Sie blieb immer eine Dame. Mit etwas Geld würde sie bei ihrem Charme, glaube ich, eine eindrucksvolle Figur in einem Kolonialwarenladen gemacht haben, aber sie schien nie dieses zu haben. Ich fand es wundervoll, wie sie die Melone nahm, ohne ihre Würde zu verlieren.

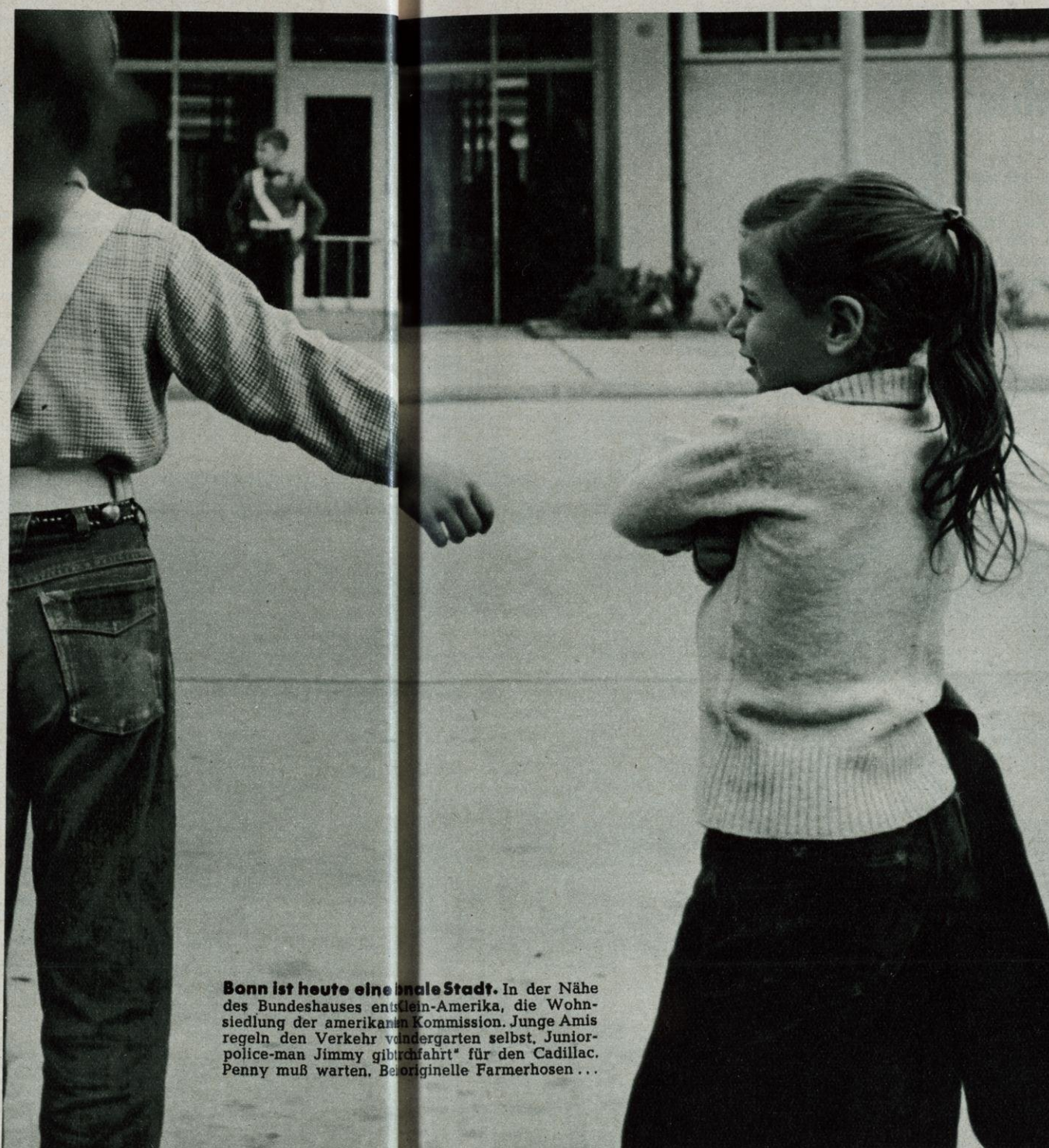
Da war noch ein kleiner Roitschopf, ungefähr zwölf Jahre, der war ganz anders. Sie hieß



„Bonn ist das Bundesdorf!“, sagen böse Bundesbürger. Trotzdem wallfahren sie mit dem Omnibus zum weißen Parlamentsgebäude am Rhein. Sie bestaunen die langen Fensterreihen, hinter denen Politik gemacht wird. Der Opa auf unserem Bild erzählt seinem Enkel: „Vor fünfzehn Jahren gab es keine Volksvertretung in Deutschland. Da machte ein gewisser »Führer Adolf Hitler« allein die Politik und bestimmte über unser Leben und unseren Tod. Heute hat jeder Deutsche die Chance, in diesem Haus als Abgeordneter an unserem Wohl und Wehe mitzuwirken...“ Im Bundeshausrestaurant trank Opa ein Glas Bier. Er tut es wie jeder Abgeordnete.



Bonn ist heute eine kleine Stadt. In der Nähe des Bundeshauses entsteht Amerika. Die Wohnsiedlung der amerikanischen Kommission. Junge Amis regeln den Verkehr vordergründig selbst. Junior-police-man Jimmy glückwünscht für den Cadillac. Penny muß warten. Beoriginelle Farmerhosen...



## W. Saroyan: Im Laden der armen Leute

Maggie. Sie war sehr kräftig, wie es die Kinder von armen Leuten manchmal sind, und sie hatte das schallendste Lachen der Welt. Für gewöhnlich kam sie in den Laden und brach in Gelächter aus, nur mal eben so, aus heiterem Himmel, ohne Vorbereitungen, ohne Erklärungen oder dergleichen. Sie kam einfach herein und lachte. Das machte mir immer Spaß. Aber ich ließ es sie nicht merken. Dann lachte sie noch mehr.

„Nun“, sagte ich, „was möchtest du?“ Sie wichen schon“, sagte sie. „Ein Brot?“ „Brot?“ sagte sie. „Na, was willst du denn?“ Ein Bilzeln aus ihren Augenwinkeln. „Was gibt es denn?“ Mit so jemand war nichts anzufangen, also warf ich ihr einen Pfirsich zu, den sie aufging und sehr zierlich aß. „Sie sagen, ich sehe wie Ginger Rogers aus“, fing sie an. „Das sind Lügner.“ „Ich sehe so aus“, sagte sie. „Sie wissen, daß ich so aussehe. Mögen Sie sie?“ „Sie ist wundervoll“, sagte ich. „Ich sehe genau so aus wie sie“, wiederholte sie. „Zwölf Jahre alt!“ Das Land ist voll von ihnen, und es hat keinen Wert, sich über sie den Kopf zu zerbrechen. Sie leben alle wie in einem großen Kino. Dann war da noch ein Junge, der nie einen Pfennig hatte, aber immer kam und guckte. Etwa vier Jahre alt. Ich nannte ihn immer Callaghan. Er war großartig. Er stand eine Stunde, sah auf die Bonbons für einen Penny und sagte nie ein Wort, außer vielleicht zu sich selbst. Die Leute stolperten über ihn, aber er rührte sich nicht vom Fleck und guckte weiter. Eines Abends streichelte die Dame, die die Melone gestohlen hatte, seinen Kopf. „Ihr Sohn?“ fragte sie. „Ja“, sagte ich. „Ein hübscher Junge. Er ähneln Ihnen. Wieviel kosten die Feigen heute?“ „Zehn Cents ein Dutzend“, sagte ich.

„Sind sie wirklich gut?“ „Ja, das sind sie. Ich habe vor fünf Minuten eine gegessen. Bitte, versuchen Sie.“ Sie tat es. Und probierte auch einen Pfirsich und eine Aprikose. Sie kaufte auch diesen Abend nichts. Sie blieb zehn Minuten da, und ich wußte, daß sie fragen wollte, ob sie bis morgen fünfundzwanzig Cents geborgt haben könnte, aber sie wagte es nicht. Schließlich sagte sie: „Wir haben Glück, daß wir in Kalifornien leben, nicht wahr?“ „Ich bin nie aus diesem Staat hinausgekommen“, war meine Antwort. Ich bin nie aus dieser Stadt hinausgekommen. Ist es anders in anderen Gegenden?“

„Oh, schrecklich“, sagte sie. „Es gibt Gegenden, wo man im Sommer kaum atmen kann. Chicago. Und sehen Sie, wie schön ist es hier.“ Sie war an der offenen Tür und hob den Arm leicht gegen den Himmel. „Die Luft ist so wunderbar hier“, sagte sie. Als sie gegangen war, rief ich Callaghan. Er kam sofort herüber. „Möchtest du eine Lakritzstange?“ Keine Antwort. Er wollte natürlich, aber er wollte es nicht sagen. Komm her und nimm dir, was du magst“, sagte ich. Er kam hinter den Bonbonbüschen hervor, griff aber nach nichts. „Nimm irgend etwas, was du magst“, forderte ich ihn auf. „Bestimm“, sagte ich. „Du kannst haben, was du willst.“ Er konnte es nicht glauben und war etwas verschüchtert. „Du brauchst keine Angst zu haben.“ Er streckte die Hand aus und nahm die Lakritzstange. „Nimm etwas anderes“, sagte ich. Er legte die Lakritzstange wieder hin und griff nach einem Wachshund. „Nein“, sagte ich, „behalt auch die Lakritzstange.“

Er nahm im ganzen vier verschiedene Sorten zu einem Penny, aber es bedurfte vieler Ermuthungen von mir, ihn dazu zu bringen. „Schön, Callaghan“, sagte ich. „Jetzt geh nach Hause und iß sie. Nimm alles mit.“

Ohne ein Wort, aber immer noch verwundert, ging er weg. Am nächsten Tag, als er wieder kam, sagte er ruhig: „Am besten ist die Lakritzstange.“ „Wenn das der Fall ist“, sagte ich, „will ich auch eine versuchen.“ Also gab ich ihm eine und nahm mir eine, und wir aßen sie gemeinsam. Es war eine schöne Stellung wegen der prächtigen, späßigen, tragischen, kleinen armen Leute, die dorthin kamen, um etwas zu essen zu holen oder mit jemand zu reden.

Wer Geld zuviel hat, braucht das nicht zu lesen!

## Du bist kein Kuli

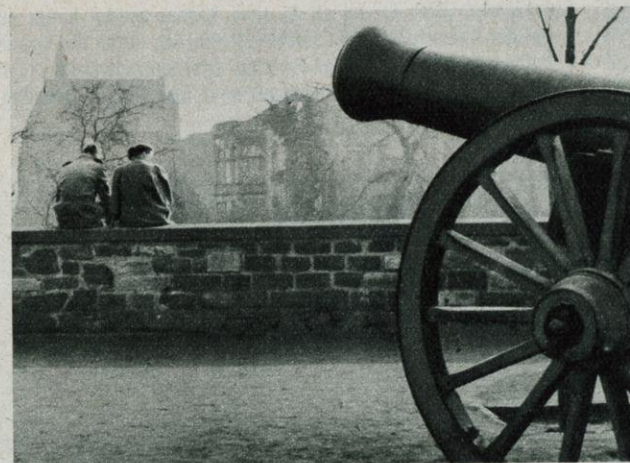
Ein Kuli ist ein Mensch, der für wenig Geld viel arbeitet. Eigentlich ist er gar kein richtiger Mensch, sondern nur ein armes Schwein. Denn falls dem „Herrn“ das wenige Geld auch noch zuviel ist, kann er den Kuli zum Lohn auch in den Hintern treten. Der Kuli ist eigentlich in China zu Hause. Es gibt aber auch in Deutschland eine ganze Menge davon. Teilweise sind sie sogar bei uns organisiert. Dennoch finden sie es in der Ordnung, wenn sie für wenig Geld viel arbeiten. Manchmal fällt dann nach einiger Zeit doch der Groschen. Dann entdecken sie staunend, daß sie ja auch Rechte haben. Davon bringen wir zwei Beispiele. Vielleicht fällt dann bei anderen auch der Groschen.

Renate war als Lehrling bei einem Einzelhändler beschäftigt. Schon kurz nach ihrem Lehrbeginn merkte sie, daß sie täglich zwei, drei und auch vier Überstunden machen mußte. Zehn Wochen hat sie treu und brav Überstunden gemacht. Dann ging sie zu ihrer Gewerkschaft und legte eine genaue Liste vor, in der säuberlich 239 1/2 Überstunden (in zehn Wochen) eingetragen waren. Die Gewerkschaft erreichte in Verbindung mit dem Gewerbeaufsichtsamt, daß das Lehrverhältnis gelöst wurde und Renate 183 DM nachgezahlt bekam.

Wir zeigen:

## Bonn diesmal ohne Politik

Neunte und letzte Folge unserer Städte-Reportagen, fotografiert für den Aufwärts von H. Held



Bonn ist eine historische Stadt. Das Studentenliebespaar interessiert sich allerdings nicht dafür (siehe Kanone). Es genießt am „Alten Zoll“ die milde Herbstsonne — und die junge Liebe. Nicht weit davon steht ein Bücherkarren (Bild unten). „Die Geschäfte gehen schlecht“, sagt der Händler, „kurz vor dem Ersten haben die Studenten kein Geld mehr in der Tasche.“



Bonn ist eine Rentnerstadt. Alte pensionierte Herren bummeln durch die Straßen und besichtigen neugierig die neumodischen Diplomatenvagen. Das tausendjährige Münster ist ihnen vertraut. Rentner, Studenten, Parlamentarier, Diplomaten: das ist das heutige Bonn...

Wer macht es Renate nach und notiert genau so ausführlich seine Überstunden? Eines Tages können sie — wenn das Maß voll ist — bares Geld werden.

Theo hatte eine Lehrstelle als Kraftfahrzeugschlosser. Bei ihm dauerte es etwas länger, bis der Groschen fiel. Er fand es nämlich zunächst in Ordnung, daß er von morgens bis abends Wagen waschen mußte. Vielleicht hat ihm der Meister erzählt, daß man das Kfz-Handwerk „von der Pike auf“ lernen müsse. Und weil Theo so brav Wagen wusch, fand der Meister Gefallen an dieser Sache. Denn Lehrling Theo bekam 6 DM Erziehungsbeihilfe je Woche, jeder gewaschene Wagen brachte aber bare 3,50 DM ein. Und das war ein schönes Geschäft. Theo hatte nach einigen Monaten gute Übung im Wagenwaschen, und weil er es so gut konnte, durfte er auch Überstunden machen. Je nach dem Sauberkeitsbedürfnis der Autofahrer kam er um 20 Uhr, manchmal um 21 Uhr, einmal um 22.30 Uhr nach Hause. Theo würde vielleicht heute noch Autos schrubben, wenn es seinem Vater nicht zuviel geworden wäre. Dem platze der Krugen, und er ging zur Gewerkschaft. Auf diesem Weg kam die Sache vor das Arbeitsgericht. Das Arbeitsgericht war der Meinung, daß Theo nicht als Lehrling, sondern als Hilfsarbeiter beschäftigt worden war und als solcher die Brieftasche greifen und 2000 DM an Theo bzw. seinen Vater zahlen. Ein Glück, daß auch hier eine klare und korrekte Aufstellung aller Überstunden vorlag.

Du bist kein Kuli und brauchst nicht für wenig Geld viel zu arbeiten. Du hast — wie die Beispiele zeigen — ganz bestimmte Rechte. Wenn du aber zuviel Geld hast, wenn du dich weiter schinden lassen willst — bitte!

## Laienspielwettbewerb

Vor nun einem Jahr schrieb die Hauptabteilung Jugend vom Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes einen Wettbewerb aus, als Laienspielmanuskripte, die sich insbesondere

mit sozialen und gesellschaftskritischen Themen, Spielen aus der Geschichte der Arbeiterbewegung und mit der sozialen, beruflichen und seelischen Not der Jugend befassen, zu bekommen. Veranlaßt wurden wir dazu durch die immer wiederkehrenden Bitten unserer Laienspielscharen, der Wettbewerb war für alle offen und wurde in breiter Öffentlichkeit verkündet. Fachpresse, Rundfunk, Tageszeitungen und nicht zuletzt die Gewerkschaftspresse brachten die Ausschreibung und verzeichneten, daß mit diesem Wettbewerb insgesamt 2750 DM in Preisen ausgesetzt waren.

Wir haben einige Hoffnungen gehabt, nunmehr unseren Mangel an guten Spieltexten zu beseitigen. Die Flut der Einsendungen bis zum 1. April d. J. riß kaum ab. Wir erhielten insgesamt 256 Manuskripte, die sich im allgemeinen an die von uns vorgeschriebenen Themen hielten, aber doch weniger befriedigend waren, was ihre Brauchbarkeit bzw. die Druckreife der Einsendungen anbelangte. Viele der Einsender waren sehr jung und gaben natürlich ihr Bestes. Leider reichte das noch nicht ganz aus.

Die Preisrichterkommission stand vor keiner leichten Aufgabe und mußte vielfach mehrere Überprüfungen vornehmen, um wirklich jedem gerecht zu werden, und vor allem, um keine Chance auszulassen, gute Manuskripte herauszufinden, die sich eventuell für eine Prämierung eigneten. Trotz allem konnten wir die ersten Preise nicht verteilen. Die Preisträger wurden mit Preisen von je 250 DM ausgezeichnet. Clemens Cunis, Bremen, für das Spiel „Die letzte Bahn“.

Heinz Warmbold, Braunschweig, für das Spiel „Aru — ein Spiel für Masken“. Inge Lenders, Renate Kolb und Gisela Jakobs, Wuppertal (Gemeinschaftsarbeit), für das Spiel „Der junge König“.

Die Spiele werden demnächst bei der Hauptabteilung Jugend in unserer Schriftenreihe herausgebracht.

Eine Reihe weiterer Manuskripte liegt noch zur Bearbeitung vor.

Wir danken nochmals allen Einsendern und Mitarbeitern, vor allem der Preisrichterkommission, die sich sehr viel Mühe gemacht hat.



Noch trägt die Kundin ihren alten Hut. Bevor sie bedient wird, frischt sie das Rot ihrer Lippen auf...



Die Verkäuferin reicht einen Hut an. „Dank!“ sagt die Dame und schiebt sich das Undefinierbare auf den Kopf.



## Eitelkeit indiskret beobachtet

Ein Spiegel war bislang ein harmloser Gegenstand. Da aber wurde jene teuflische Erfindung gemacht! Der neue Spiegel sieht von vorn wie jeder normale Spiegel aus. Aber er hat es in sich, besser gesagt hinter sich. Man kann, wenn der Raum hinter dem Spiegel dunkel ist, durch ihn wie durch eine Glasscheibe hindurchschauen, ohne selbst gesehen zu werden... Das machte sich unser Fotograf zunutze. Und so gelangen ihm diese originellen Aufnahmen!...



Jürgen Neven DuMont stieg mit seiner Kamera in den Spiegelschrank eines eleganten Modalsalons. Von diesem sicheren Versteck aus beobachtete er die menschliche Eitelkeit, fotografierte die Kundinnen, die sich unbeobachtet glaubten. Auf den folgenden Fotos sieht der Leser, wenn er genau hinblickt, neben dem Gesicht der Kundin den Fotografen und seine Kamera als Reflexe...



◀ Da überfällt sie plötzlich ein Gähnen. Sie reißt den Mund entsetzlich weit auf. Ihre rotlackierten Fingernägel verschließen den gähnenden Schlund. Die Verkäuferin entfernt sich diskret. Die Kamera aber nicht.

▲ Und dann wirft sie einen prüfenden Blick in den Spiegel, schließt die Augen, ein Schrei des Entsetzens entfährt ihrem Mund: „Fräulein, in diesem Hut sehe ich ja aus wie der große Maler Richard Wagner!“

## Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers  
von Werner Heilig

Unser spannender Roman schließt mit dieser Fortsetzung. Er erschien im Eugen Diederichs-Verlag und ist durch die Buchhandlung des Bund-Verlags zu beziehen.

Barbajanni und ich traten in die Kapelle ein. Ein süßlich bitterer Geruch verriet sofort, daß sich hier schwitzende Menschen aufgehalten hatten. Meine hinter dem Altar versteckten Sachen waren durchwühlt und lagen durcheinandergeworfen umher. Möglicherweise waren es überhaupt diese Sachen, die dem Verbrannten einen Fingerzeig gaben. Er hatte gar nicht nötig gehabt, erst sein Schatzversteck auf dem Rebenacker aufzusuchen. Die Wasserschale und die Schiffsaxt aus dem Boot des Psarathanas redeten mit ihren Lehm Spuren die deutlichste Sprache für ihn. Kein Zweifel, daß er sie sofort verstand. Selbst der von mir in spielerischem Tiefsinn in die Wand gekratzte Name des Gefährlichen war ihnen aufgefallen. Denn sie hatten, in spottender Niedertracht und als Beleg ihrer frommen Wünsche, meinen Namen dazugesetzt. Barbajanni faßte das sofort als ernste Drohung auf.

„Der Schatz ist weg, und du, mein Lieber, du mußt jetzt auch für eine Weile hier verschwinden. Für eine lange Weile!“

Mich interessierte das jetzt nicht sonderlich. Ich war von neuer Ahnung erfüllt.

„Komm mit!“ schrie ich überhitzt und in sichtlicher Atemnot in sein Gesicht. „Komm mit, wir werden noch andere Entdeckungen zu machen haben.“

Mir schwante etwas, und ich weiß nicht warum. Aber mir stand immer deutlicher ein Bild vor Augen.

Ich sprang ihm voran durch Hecken und Büsche und Dornenverschränkungen auf die Platia zurück. Ich

stellte mich auf die Brüstung der Platia. Und da war das Bild.

Im grauen, weithin schaumüberflockten Abgrund des Meeres trieb ein Boot ins Offene hinaus. Unser Boot. So stur am Wind, daß das Segel fast zerbarst. Der Mast war von Gischt umspielt, so kühn gingen sie ihren Kurs an.

„Gott und Himmel und Hölle und Christos und alle Kreuze der Welt!“ schrie der Barbajanni und warf die Arme hoch. „Mein Boot!“ schrie er, „mein Brot, mein Leben, mein Tag und meine Nacht!“

Seine Verzweiflung war fürchterlich. Er heulte wie ein Kind, heulte in seinen Bart hinein, verfluchte mich und meinen Schatz, Mizella und die Vergangenheit und alle Zukunft bis zum Jüngsten Tag hin.

Wir fuhren buchstäblich auf Steinschollen zu Tal. Ich glaube nicht, daß Menschen jemals, nicht mal in den Zeiten der kriegerischen Wirren, diese Strecke in solcher Geschwindigkeit durchmessen haben.

Wir kamen unten an, ohne uns darüber klar zu sein, was wir eigentlich beabsichtigten. Den Flüchtlingen nachschwimmen? — dazu waren sie schon viel zu weit weg. Rufen, Winken, Drohungen ausstoßen, das würden sie nur mit Gelächter beantworten.

Aber etwas, was wir selbst vergessen hatten, schaltete sich ein als wundersamer Trick der Vorsehung: Dieser ungemein schlaue Verbrannte hatte eines außer acht gelassen, bei allem, was ihm so wohl gelungen war, nämlich, daß der Barbajanni den Stöpsel im Kielraum seines Bootes gelockert hatte. Die beträchtliche Wasserpfülle, die sich unter dem Bauch des braven Agios Nicolaos im Sand gebildet hatte, hatte ihn darüber belehren müssen. Aber für solche Beobachtungen hatte er sich wohl die Zeit nicht mehr gegönnt. Jetzt bezahlte er diesen Fehler.

Und wir kamen erst darauf, als wir entdeckten, daß das Boot zusehends an Fahrt verlor. Sie waren jetzt etwa 800 Ruderlängen von der Küste entfernt, da fing das Segel plötzlich an zu schlagen. Das Boot gehorchte der führenden Hand nicht mehr, weil sich unter den Kielplanken ein gleichsam flüssiges Gewicht bildete, das mit dem Seegang hin und her rollte. Wir erkannten, daß sich die zwei Männer dort mit ganz anderen Dingen zu schaffen machten als mit der Richtung

ihrer Fahrt. Sie brachen eine Bodenplanke aus, warfen sie über Bord. Vermutlich suchten sie nach dem fatalen Loch. Sie hätten es mit dem Daumen verstopfen können. Aber es war zu spät. Das Boot kam tiefer und tiefer zu liegen, schwankte wie eine Schüssel im Abwaschwasser, die Wogen prellten mal gegen die Backbordwand, mal gegen den Bug. Der stramme Fahrwind drückte es immer mehr dwars. Jetzt erst zogen sie die Reffleine. Das Segel kam nieder. Auch zu spät. Sie konnten es nicht mehr ins Boot ziehen. Eine ungeheure Schöpfkelle voll Wasser ergoß sich in seine schlaffe Fläche und verklebte sie unlösbar mit den Wogen. Barbajannis schöner Agios Nicolaos lag weidwund auf der Seite. Die Männer ritten auf der Backbordkante. Schließlich ritten sie auf dem Kiel. Dann sahen wir auch den Kiel nicht mehr. Die im Bootsinnern eingeschlossene Luft konnte ihn ja nicht über Wasser halten. Sie entwich, mit Wasser vermengt, in schäumendem Strahl durch jenes Loch. Es war wie der Todesseufzer des guten treuen Gefährts.

Wir unterschieden noch eine Weile die Köpfe der Männer als schwarze, irrende Flecken. Von den Wogen getragen, tauchten sie empor, hinab, versuchten zu schwimmen. Doch die Richtung des Seegangs war gegen sie. Es war herzabdrückend, ihrem vergeblichen Kampf zuzuschauen. Dann war nichts mehr übrig, als die weithin brausende, düster überstürmte Ägäis.

Ich hörte einen Plumps neben mir. Der Barbajanni hatte sich in den Sand fallen lassen und grub mit den Händen im Muschelkies. „Da ist es verschwunden, wo es hergekommen ist“, murmelte er. Ich verstand; er meinte das Gold, das die mizellotischen Piraten vor mehr als hundert Jahren ungefähr an derselben Stelle dem Sultan abgejagt hatten. Griechisches Gold, erpreßt durch erbarmungslose Verwaltungsbeamte, das dem prunkvollen Thron am Bosphorus zugeführt werden sollte. Unsegen hatte es gestiftet, bis zur letzten Minute seines greifbaren Vorhandenseins. Jetzt lag es auf dem Grunde der Ägäis.

„Und mit ihm ist mein Agios Nicolaos verschwunden, mein Boot, mein Leben, mein alles“, hörte ich den Barbajanni neben mir sprechen. Er hielt den Kopf tief gesenkt. Seine Schultern zuckten. Er bot das Bild eines gebrochenen Menschen.

„Barbajanni“, sagte ich. Er hob den Kopf, und ich las in seinen Augen die Anklage, daß das alles durch mich geschehen sei, durch mein Auftauchen im Pelion, durch meine Einmischung in die verborgensten Angelegenheiten der Raubfischer.

Und ich krümelte die paar Goldmünzen aus meiner Tasche hervor, die jetzt den Rest des Schatzes bildeten. Ich legte sie vor ihn hin in den Sand und sagte: „Tha tha gapo, Barbajanni — das zahlt uns einen neuen Agios Nicolaos, einen noch schöneren, noch festeren, noch besser ausgerüsteten, als es der untergegangene war. Und noch dazu ein ganzes Sortiment von anständigen Fischereigeräten, Netzen, Reusen, Legangeln. Und über das hinaus für alle unsere Freunde ebensolche überwältigend anständigen Fischereigeräte — für alle unsere Freunde in Kuluri.“ Er stand auf, rückte die Schultern zurecht und antwortete lächelnd: „Oriste kirios. Ich bin bereit, Herr.“ Wir konnten dann noch ungefähr ermitteln, wie sie uns hinters Licht geführt hatten.

Von der Anhöhe über Venetos aus hatten sie unsere Abfahrt beobachtet, waren auf dem Landweg nach Mizella gelaufen und hatten den Schatz geborgen, bevor wir dort ankamen. Die berühmte Robbenhöhle von Limniona hatte einen Zugang von der Schluchtseite her. Dort hatten sie sich versteckt gehalten, auf dem Sack mit dem Goldschatz sitzend. Erstaunlich genau hatten sie die Zeit einkalkuliert, die wir brauchen würden, hatten vorausgesehen, daß wir nur in Limniona landen konnten, hatten die Benutzung unseres Bootes für den Transport des schweren Sackes miteinbezogen, hatten errechnet, daß sie uns damit einen nicht wieder aufzuholenden Vorsprung abgewinnen würden, und hatten geplant, den Wind, der solchem Vorhaben durchaus günstig war, auszunutzen für die Flucht nach Klein-Asien. Selbstverständlich hätte man sie dort nicht mehr auftreiben können.

Aber der Stöpsel... der kleine, harmlose Stöpsel... Uns zum Hohn hatten sie dann noch die scheußliche Narrenmaske des Verbrannten an der Stelle im Sand aufgebaut, wo zuvor der Agios Nicolaos lag.

Wir starrten sie an, die schnabelförmige Pappnase und die schmutzige Verkleidung. Und der Barbajanni malte mit der Fußspitze drei Kreuze dazu. (Schluß)

## Unerwartete Sportkonkurrenzen aus Tier- und Pflanzenwelt

Tiere und Pflanzen brechen olympische Rekorde. Gazelle läuft 100 m in 3,7 Sek., Känguruh springt 10 m

Wir wissen, daß Pflanzen und Tiere raffinierte Waffen entwickeln, daß sie erfahrene Chemiker sind, die mit Nebelbomben und Giftgas arbeiten. Aber auch ihre Sportrekorde können sich sehen lassen.

Der schnellste Leichtathlet der Welt kann keine 100 m in 10 Sek. laufen, aber die Gazelle läuft diese Strecke in 3,7 Sek. Das entspricht einer Stundengeschwindigkeit von 97 km. Ein erstklassiges Rennpferd schafft ebenso wie der afrikanische Strauß die 100 m in 4 Sek., ein englischer Windhund in 4,5 Sek., und ein Hase braucht nicht viel mehr.

Noch schneller soll der Jagdleopard sein, der Tschitah, der Gazellen und Antilopen jagt und einholt. Er soll es für kurze Strecken auf 120 km/st bringen. Nach anderen, unkontrollierbaren Beobachtungen soll der Jerboa, der einer Maus ähnelt und in den afrikanischen Sandwüsten lebt, das schnellste Säugetier der Welt sein, da es unheimlich weite Sprünge macht.

Noch schneller als alle Tiere sind gewisse Pflanzen, die mit Wind und Sturm um die ganze Erde jagen, oft kilometerhoch. Ihre Samen sind die schnellsten und geschicktesten Weltreisenden, für die es kein Hindernis gibt.

Im Weitsprung kommt ein Mensch auf rund 8 m. Das Känguruh springt 10 m, und zwar als Dauerleistung. So weit springt auch der afrikanische Springhase.

Im Hochsprung mit Anlauf kommt der beste Sportler nie auf 2 1/2 m, aber die Schwarzfersenantilope springt nicht nur 4 m hoch, sondern auch 8 m weit. Sie steigt wie ein Geschoß in die Luft.

Wer aber fliegt am schnellsten? Da dürfte der Mensch jeden Tierrekord überboten haben,

wenigstens für kurze Strecken. Unsere Vögel fliegen durchschnittlich 100 km/st, wenn es einzelne auch auf 180 km/st bringen sollen. Nur ein Insekt soll, nach Professor Townsend, die Schallgeschwindigkeit erreichen. Das ist die Dasselfliege Zephenomia, die 1300 km/st erreicht, freilich nicht als Dauerleistung.

Dafür halten gewisse Fische alle Schwimmrekorde der Welt, die kein Mensch je erreichen kann. 100 m legen die Delphine und Pinguine in 10 Sek. zurück, sie schießen wie Torpedos durch das Wasser. Noch schneller ist der Tarpon, eine Heringsart, die 120 km in der Stunde erreicht.

Man kann also behaupten, daß Tiere alle olympischen Rekorde brechen würden, soweit es sich um vergleichbare Sportarten handelt.

## Ostflüchtling zurückgejagt

(Fortsetzung von Seite 1)

„Wußten Sie denn nicht, daß auch ein Abonnementsantrag eine Urkunde im Sinne des Gesetzes darstellt?“ Er zuckt die Schultern: „Ich bekenne mir schuldig.“

(Zum Teufel; sind wir denn alle, ist denn unsere ganze Zeit verrückt geworden, total verrückt, widerlich verrückt? Oder hat es vielleicht auch nur das Allergeringste mit einem normalen Verhalten zu tun, wenn man einen Jungen, der nur für den einen Fuß einen Schuh hat und den anderen mit Fetzen umwickeln muß, im Monat Dezember für einen mondänen Modezeitschrift-Vorschau verhaften läßt? Geständig auch zu Punkt drei, geständig der abermaligen Urkundenfälschung, weil der Bauernjunge aus der Mark wissen muß, daß auch ein Abonnements-Antragsetzen eine Urkunde ist, geständig auch der Unterschlagung, weil er die

sechs Mark behielt — gewiß: aber was hat man denn ihm unterschlagen? Den Glauben an das Glück, an das Leben, an Weihnachten, an die Menschen, meine Damen und Herren, und der ist einklagbar, und die ihn unterschlugen, die sind nicht-verhaftbar, aber es bleibt immer ein Glauben, der mehr wert ist als sechs Mark, und wir bleiben immer haftbar für diese Unterschlagung, wenn wir auch auf keiner Anklagebank sitzen. Zum Teufel, ist denn das...)

„Der Herr Staatsanwalt bitte.“

„Ich beantrage eine Gesamtstrafe von einem Monat Gefängnis und sieben Tagen Haft.“

„Angeklagter, haben Sie noch etwas zu sagen?“

„Ich bitte um Bewährungsfrist, weil ich nämlich hier vor 'n paar Monate Arbeit habe, seit ich damals aus der Untersuchungshaft rausgekommen bin. Un mit det Jeld, wat ik verdient habe, kann ik denn nach Hause fahren!“

„Nach Hause? Zurück in die russische Zone? Wo die Verhältnisse so viel schlechter sind, weshalb sie doch eben hierherkamen?“

„Kann sin, det die Verhältnisse besser sind, bloß ik habe ja man nicht davon. Aber die Menschen, die stehn sich da alle bei, die sinn da besser, da ha'ck mehr davon, Herr Richter. Ich jehe bestimmt zurück, Sie können mir kontrollieren. Bitte schön um die Bewährung.“

Zwanzig Tage Gefängnis, sieben Tage Haft durch die seinerzeit erlittene Untersuchungshaft verbüßt —

Und der Angeklagte erhält eine Bestätigung, daß er wegen der Ausweiskfälschung bereits bestraft wurde, sonst nimmt ihn der nächste kontrollierende Gendarm doch wieder fest, so ungeschickt hat er radiert.

Und die Kosten des Verfahrens trägt der Angeklagte. (Der nichts hat. So wie wir alle nichts haben und doch die Kosten eines weltgeschichtlichen Verfahrens tragen müssen. Nur wir Altern mit sehr viel mehr Schuld — und ohne den Glauben, daß die Menschen da besser werden, wo die Verhältnisse schlechter sind. Trotzdem: Gott erhalte und rechtfertige diesen Glauben, wenn er nun zurückgeht, es ist das einzige, was er noch hat.)

„Angeklagter, nehmen Sie das Urteil an?“

„Ja.“

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?“

„Nee.“

(Wir auch nicht — es sei denn der nächste Fall.)

## Plakate sind nicht zum Einwickeln da



Um diese beiden Plakate gab es Diskussionen (Bild oben und rechts). Hann Trier, der Schöpfer der Plakate, lebt zurzeit in Columbien/Südamerika (Bild unten).



Es begann ganz seltsam. Die Jungen machten ein Paket für die Ostzone fertig. Sie hatten die Dinge hineingegeben, die bei uns Selbstverständlichkeiten sind und drüben Kostbarkeiten bedeuten. Als sie den Karton in Papier einschlagen wollten, hatten sie keins. Sie suchten danach und fanden — Plakate.

Rolf sagte, sie hätten gerade das richtige Format für das Paket. Kurt bat: „Zeig sie doch mal her!“

Und da dachten sie auf einmal nicht mehr an das Einpacken. Sie sprachen von den Plakaten. Um es gleich vorweg zu sagen, sie verstanden nichts davon. Aber deshalb sagten sie sicher das Richtige. Denn Plakate werden ja nicht für die gemacht, die etwas davon verstehen, sondern für alle.

Das Gespräch begann auch nicht außergewöhnlich. Es begann mit einem ganz einfachen:

„Donnerwetter!“ Und ihm folgte zwangsläufig das „Wieso?“ eines anderen. „Na, Mensch, warum sind denn die Plakate nicht aufgehängt worden?“

Ja, warum nicht? Da lag ein Fehler. Man hatte sie zugesandt erhalten, man hatte sie nicht angeguckt,

hatte sie weggelegt. Und hatte sie erst wieder vorgeholt, als man Verpackungsmaterial brauchte. „Eigentlich sind sie zu schade zum Einpacken!“ „Eigentlich?“ protestierte einer. „Überhaupt, Mensch, überhaupt, das sind ja tolle Dinger.“

Sie schauten sie sehr genau an. „Das mit dem Nest ist eigentlich das schönste. Das ist doch ein Einfall!“ „Ein bißchen komisch gemalt.“

„Mensch, die Farben!“ In diesem Ausruf lag Bewunderung. Und noch eine Stimme: „Das ist aber modern!“ Darin lagen Anerkennung und Skepsis. Hören wir weiter ihr Gespräch: „Der Text ist gut. „Nun füttert dich bald niemand mehr! Wer flügge ist, gehört zur Gewerkschaftsjugend.“

„Das hätte ich auch gesagt haben können!“ Zuerst klang das herablassend. Dann kam die Erkenntnis: „Junge, deswegen ist es ja gerade gut.“

„Wie frech der die Nestvögel gemalt hat und wie unverschämte der Plakatsmaler das Wort »flügge« durch Flügel und Farben in seiner Bedeutung richtig sichtbar macht.“

Dann sprachen sie das Urteil. Es war knapp und klar: „Das hängen wir in der Lehrwerkstätte auf!“ Skepsis beim anderen: „Wenn es der Alte erlaubt?“ „Der ist gleich dafür, alter Gewerkschafter.“ Sie meinten den Meister.

Das Interesse war geweckt. „Zeig doch mal die anderen her!“ Rolf kraulte sich in den Haaren. Kurzes Schweigen, dann noch etwas ratlos: „Schweres Durcheinander.“

Kurt, gern den Philosophen spielend, rechtfertigte:

„Das will das Plakat ja wohl sagen. Ein schweres Durcheinander. Keiner weiß, wo er hingehört. Aber dann lies doch: Wohin, wohin, wohin? Der Blick fällt auf die Spuren! Ein einziger Weg für uns, die Gewerkschaftsjugend.“

„Wer hat denn die Plakate gemacht?“ Das wußte nun keiner. „Ist ja auch nicht wichtig. Sie sind gut und brauchbar.“

Das zweite Plakat gefiel auch nicht so gut wie das erste, aber es gefiel. „Weil'n Sinn drin is.“ So sagte Karl. Das wurde akzeptiert. „Mensch, aber lausig schlechtes Papier!“ Da mußte man Rolf recht geben. Das war ein Mangel.

„Die richtige Spur“, sagte nachdenklich Rolf. „Leute, das Plakat ist beinahe wie eine Ansprache. Die richtige Spur. So kann man zu den Kollegen sprechen.“ „Aber du, der Wegweiser, dieser Bollen Farbe, wie eine Keule.“

„Nee, der Wegweiser ist doch der Strich darin.“ „Unwichtig, das ist modern.“ Darin lag Respekt.

„Da ist noch ein Plakat!“ »Kulturtag der Jugend.« Seltsame, ineinanderlaufende Schatten in düsteren, unklaren Farben.

„Nee, das ist ein Plakat für ein Kleidergeschäft.“ „Warum bist du jetzt nicht fürs Moderne?“

„Wenn's gut ist, bin ich dafür! Aber das, die trüben Farben, diese Kleiderpuppe. Hat das was mit Kultur zu tun...?“

„Dann können wir das ja zum Einpacken nehmen!“ „Ist ja auch schon lange vorbei. Brauchen wir nicht mehr!“

Sie erinnerten sich ihres Paketes. „Klar, Mensch, unser Paket.“

Sie waren so frei und nahmen das letzte Plakat zum Einpacken.

Und Kurt, der sich immer Notizen macht, schrieb sich auf: „Erkundigen, warum die Plakate nicht gleich aufgehängt wurden!“

Eine wahre Geschichte, miterlebt und in Wort und Bild nachgezeichnet von H. E. R. Vater.



★★

## KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ Der Ruhm kam spät zu Shirley Booth. Als die Jury der diesjährigen Filmfestspiele sie als „die beste Schauspielerin der Welt“ bezeichnete, war das keine Überraschung für die Fachleute, wohl für das Filmpublikum. Shirley Booth war keine Berühmtheit. Sie hat keinen Starnamen und kein Stargesicht. Von den nahezu 30 Jahren, die sie auf der Bühne steht, hat sie über 25 Jahre mit der Darstellung von Nebenrollen zugebracht.

★ Eva Bartok interessiert sich herzlich wenig für Mode. „Meine Mutter sucht die Kleider für mich aus, ich habe mich eigentlich nie darum gekümmert“, sagte diese sonst sichere Dame. Das einzige, was sie interessiert, sind Pull-over, von denen sie nie genug haben kann.

★ Zur Förderung des guten Jugendbuches hat der Franz-Schneider-Verlag einen Wettbewerb um 10 000 Mark ausgeschrieben. Gesucht werden Manuskripte, die jeweils für Mädchen im Alter von 10 bis 14 und von 14 bis 16 Jahren geeignet sind. Stoff und Stil sollen die heutige Jugend ansprechen.

★ Für die erste Auflage der „Räuber“ erhielt Schiller kein Honorar. Er hatte sie auf eigene Kosten drucken lassen. Die 800 Exemplare dieser Auflage sind heute begehrte Sammlerobjekte von Bücherfreunden. Sie werden mit etwa 1000 Mark gehandelt.

★ Die Bauernaufstände mit bildstürmerischen Gewalttaten, das aus dem 12. Jahrhundert stammende malerisch-romantische Kloster Maulbronn und das ebenfalls jahrhundertalte Kloster Eberbach ergeben den eindrucksvollen Hintergrund zu dem geschichtlichen Dokumentarfilm „Martin Luther“, den der amerikanische Filmproduzent Louis de Rochemont nach langer und gewissenhafter Dreharbeit vor kurzem in Deutschland fertigstellte. Nur das in der russischen Zone gelegene Wittenberg war für die Filmleute unerreichbar geblieben und mußte durch Eltville und das Eltvilleer Schloß ersetzt werden.

★ Hollywood ist ein Vorort von Los Angeles und heißt zu deutsch „Stechpalmenwald“. Im Jahre 1900 war es noch eine namenlose Gartensiedlung mit 500 Einwohnern. Heute ist es die Filmmetropole der Welt und beherbergt 250 Filmgesellschaften und über 190 000 Einwohner.

★ Im Bundesgebiet und in Westberlin gibt es gegenwärtig mehr Kinoplätzte als vor dem zweiten Weltkrieg. Die 4853 ortsfesten Filmtheater haben insgesamt 1973 873 Sitzplätze. Vor dem zweiten Weltkrieg kamen auf 1000 Einwohner 29,4 Kinoplätzte gegenüber heute 39,3 Plätze.

★ Der Film „Solange Du da bist“ wurde von der Evangelischen Filmgilde als bester Film des Monats Oktober bezeichnet.



## Leser schreiben an den Aufwärts

### Riecht nach Rückversicherung

Über Deinen Leitartikel in Nr. 19, „Das Vertrauen gehört Adenauer“, haben wir uns sehr angeregt unterhalten. Wir kamen zu dem Schluß: Er riecht etwas nach Rückversicherung! Ist denn bei Euch in Köln die Gleichschaltung schon im Gange? Du wirst sicher sagen: „Es sind nur Tatsachen darin festgestellt worden.“ Wir kommen (entgegen Deiner Auffassung) zu der Feststellung, daß im alten Bundestag sehr wohl eine klare Mehrheit für das sozialpolitische (Ahleners) Programm der CDU zustande gekommen wäre. In nüchternen Zahlen ausgedrückt: CDU = 139 und SPD = 131, zusammen 270 gegen 132 Sitze.

Doch hat sich erwiesen, daß den Arbeitnehmerinteressen andere Kräfte entgegenwirkten, die stärker waren. Es wäre nun für uns sehr interessant, wenn Du Dir einmal die Mühe machen würdest festzustellen, wie sich nun der neue Bundestag in dieser Hinsicht zusammensetzt. Wie wird in den einzelnen Parteien die Arbeitnehmerschaft vertreten? (Werden wir feststellen — die Red.) Im übrigen lehnen wir hier Gleichschaltung und Spaltungsbestrebungen entschieden ab. Wir haben hier 98 v. H. Christen in den Gewerkschaften, die zu gleichen Teilen, Protestanten und Katholiken, auch in den Vorständen vertreten sind.

Ludwig Kölsch, Worms

### Alkohol und Parfümbusen

Bisher habe ich die Reihe Städtereportagen verfolgt und mit Interesse die Ausführungen gelesen. Gaben sie doch aus den Städten die bestimmenden Lebensgebiete, das Schaffen und die Werke durch die Illustration wieder. Nichts Derartiges bringt der Bildbericht Nr. 8. Meines Erachtens wird hier in ein Milieu der Dürren und der Sucht des Nachtvergnügens geblendet. Der Reporter hat die schlechten Stätten aufgesucht und das Leben der Nachtlokale und Freudenhäuser eingeblendet. Licht und zurechtgeschnürte Mädchen gelten als Blickfang des Passanten. Das Spiel des Sogs nach Alkohol und Parfümbusen kreiert in Gassen, vom Flackern der Neonlichter gespenstisch untermalt. Nach der Devise: Wer Hamburg meint — meint St. Pauli, wer St. Pauli meint — meint die Reeperbahn, wurde doch nicht von seiten des Verfassers gedacht. Gerade das Leben der alten Hansestadt ist reich an Idyllen oder modernen Plätzen. Das Tor zur Welt mag andere Motive bergen mit Meer und Stadtverkehr als die zweifelhaften Kaschemmen mit ihrem „Personal“.

Wolfgang Brinkmann, Bochum-Linden

### Im dritten Glied

In Deiner Ausgabe Nr. 20 vom 1. Oktober 1953 hast Du erneut Deine Toleranz bewiesen. Du hast in einem Leserbrief einen Mann zu Wort kommen lassen, der für uns Gewerkschaftsjugend immerhin eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeutet. Ich will nun diesem ewigen Militaristen meine Meinung über das „so schön gewesene Soldatenspielen“ klarlegen. Auch ich war über drei Jahre beim Militär und dauernd im Fronteinsatz — ich kann es weder schön — noch eine gute Schule nennen. Dazu war ich noch über drei Jahre in französischer Kriegsgefangenschaft und habe durch einen Unfall im Kohlenbergwerk ein dauerndes Andenken an „das so schöne Soldatenspielen“.

Ich glaube nicht, daß Herr Mains sich wieder nach dem Soldatenspielen sehnen würde, wenn er als Schütze A ... im dritten Glied drankommen würde.

Hanns Kögler, Konstein

### Fronterlebnisse

Sind Mut, Treue, Kameradschaft und das, was sie Korpsgeist nennen, eigentlich nur soldatische Tugenden?

Ich kenne viele junge Menschen, die auch ohne sogenannte harte Schule — gut ist sie nie gewesen — heute täglich an ihrem Arbeitsplatz und auch an anderen Orten die gleichen Tugenden entwickeln. Daß Menschen in Situationen der Not zusammenstehen, hängt nicht vom Soldatentum, sondern von den menschlichen Qualitäten des einzelnen ab. Viele dieser Qualitäten wurden in der Vergangenheit durch Ihre sogenannte harte Schule abgetötet; so vor allem das selbständige Denken und das verantwortliche Handeln.

Wir haben verdammt wenig Lust, uns noch einmal in der gleichen Manier behandeln zu lassen, wie es von 1933 bis 1945 geschehen ist. Die meisten deutschen Soldaten haben versucht, sich während des Krieges als anständige Menschen über die Runden zu bringen. Wir haben uns gegenseitig geholfen. Aus dieser Tatsache aber ein besonderes „Tum“ zu machen, ist doch nur ein Versuch derrer, die immer noch an gestern denken, als sie sich sehr wohl fühlten.

Ich glaube, wir müssen versuchen, durch Menschlichkeit, Hilfsbereitschaft und gemeinsame Arbeit durch den Krieg geschaffene Not und Elend zu beseitigen.

Lassen Sie uns mit Ihren Fronterlebnissen in Ruhe, wir hoffen auf den Frieden und sind froh, als Zivilisten unser eigenes Leben gestalten zu können.

Jürgen Tonndorf, Hamburg

### Jeden Tag

# MARATHON

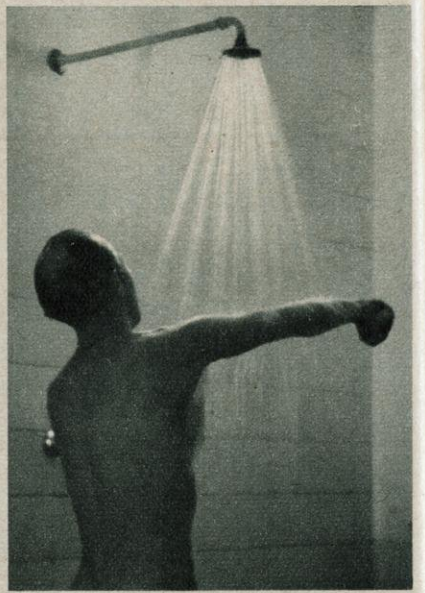
Nach dem Marathonlauf: das Gesicht eines erschöpften Mannes, verschwitzt und keuchend. Die Schläfenadern treten hervor, der Mund saugt Luft. So sah ihn unser Berichterstatter nach dem 42. Kilometer. Willy B. Wange, der zweite deutsche Marathonmeister, der mit 2:47,18 Std. zur europäischen Spitzenklasse gehört, ist Sportredakteur der Gewerkschaftszeitung „Welt der Arbeit“. Wir fotografierten ihn bei seinem harten Training.



Jeden Morgen, ob Sommer oder Winter, läuft Kollege Wange (Beine rechts) mit seinem Partner die Trainingsstrecke im Kölner Stadtwald ab. Marathonlauf ist ein harter Sport. Das Foto zeigt den ausgefeilten Laufstil, der Voraussetzung zum Erfolg ist.



Durch dieses zähe Training gewann Willy B. Wange den internationalen Marathonlauf in Dornbirn/Osterr. und in seiner Heimatstadt Dresden den Ostzonenpreis.



Nicht Rauchen, nicht Trinken, bloß Duschen ist die einzige Erfrischung nach 42 Kilometer. Dann steigt er in die Straßenbahn und fährt zur Redaktion.

21

Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

### Diskretion Ehrensache?

Weil Ihr immer auf alles eine Antwort wißt, wollte ich auch mal bei Euch anfragen. Ich bin Hausmädchen in einem Krankenhaus. Die Arbeitsbedingungen sind unvorstellbar. Aber deshalb schreibe ich nicht. Wenn ich eine Gelegenheit habe, suche ich mir sowieso was anderes.

Wir wohnen hier alle zusammen, also alle Hausmädchen, meine ich. Unsere Post läuft natürlich durch das Krankenhaus. Und die Schwester, die über uns die Aufsicht hat, öffnet unsere Briefe immer. Sie sagt, über den Inhalt würde niemand etwas erfahren. Das glaube ich auch. Aber ich finde es doch nicht richtig. Das macht sie mit allen Mädchen, die noch nicht 18 Jahre alt sind. Sie sagt, gute Eltern, die sich um die Erziehung ihres Kindes kümmern würden, täten das auch. Sie verläßt die Eltern, und so viel Vertrauen müßten wir schon zu ihr haben. Ich halte das nicht für richtig.

Hanni S., Köln, Postlagernd ...

Die Eltern haben als Erziehungsberechtigte das Recht, Einsicht in die Briefe ihrer minderjährigen Kinder zu nehmen.

men. Wie weit kluge Eltern von diesem Recht Gebrauch machen sollen, darüber wollen wir hier nicht sprechen. Dieses Recht können sie aber auf andere Personen, die sie in der Erziehung der Kinder zeitweise vertreten, übertragen. Andernfalls hat niemand das Recht, Deine Briefe zu öffnen. Wer es dennoch tut, macht sich strafbar. Sprich einmal mit Deinen Eltern darüber. (Übrigens: Warum hast Du das noch nicht getan?)



### Ohrfeigen gefällig?

Ich bin im ersten Jahr in der Lehre, und ich muß ja auch in die Berufsschule. Da haben wir den Lehrer S. Den haben wir im technischen Zeichnen. Das ist ein ziemlich aufgeregter Herr. Aber das kann ja vorkommen. Jeder ist eben anders. Was aber schlimm ist, und deshalb schreibe ich, daß er immer mit dem Lineal schlägt, wenn er durch die

Bänke geht. Manchmal hat er recht. Denn wir machen auch Unfug. Aber darf er deshalb schlagen? Er schlägt dann mit dem langen Lineal auf die Rücken. Es tut nicht weh, aber ich finde es so unehrenhaft.

Hans-Georg S., München-Riem

Der Lehrer darf nicht schlagen, auch dann nicht, wenn Ihr Unfug treibt. Wenn Ihr zuviel Unfug treibt, muß er natürlich Ordnung schaffen und unter Umständen auch strafen. Aber schlagen darf er nicht. Er macht sich sogar strafbar. Habt Ihr denn keinen Klassenprediger? Wenn nicht, dann wählt einen. Der soll dann mit dem Lehrer reden und die Wünsche der Klasse vortragen. Nutzt das nichts, so müßt Ihr Euch bei höheren Instanzen beschweren. Eure Gewerkschaft hilft Euch dabei.

### Schon wieder Überstunden

Muß ich als Lehrling Überstunden machen? Ich muß sagen, daß der Meister sie sehr anständig bezahlt. Aber manchmal wird es mir doch zuviel, zumal ich auch noch in der Jugendarbeit der Gewerkschaftsjugend stehe.

Harold K., Essen-Borbeck

Wenn Du in der Gewerkschaftsjugend aktiv mitarbeitest, müßtest Du eigentlich wissen: Kein Jugendlicher darf über die im Jugendarbeitsschutzgesetz festgelegte Zeit hinaus beschäftigt werden. Dringende Ausnahmen müssen beim Gewerbeaufsichtsamt beantragt werden. Die Erlaubnis wird sehr selten erteilt. Sabotiere, also künftig nicht die



Arbeit der Gewerkschaft, indem Du Überstunden machst. Schließlich haben die älteren Kollegen doch jahrelang für dies, Dein Recht, gekämpft.

### Erfahrene Männer

Ich habe jetzt zweimal Ihr Käsblatt gelesen. Ich muß schon sagen, sowas an bornierter Einseitigkeit von jugendlicher Arroganz! Verkauft lieber Härtinge, das täte Euch besser. Die Jugend von heute sollte lieber in sich gehen. Im Vertrauen, wollt Ihr nicht lieber das Zeitungsmachen älteren und erfahrenen Männern überlassen?

Reinhold Freimann, Passau

Nein!

### Meiers Kinderwitz Nr. 5



„Laß mich auch mal sehen!“